

## Vorwort

Ich hege eine prinzipielle Zuneigung zu Menschen, die anders sind und fühle mich selbst immer schon so. Meines Erachtens hat das vor allem damit zu tun, dass ich einer Generation und auch einer Familie angehöre, die noch stark an die Geschehnisse und die Folgen des Zweiten Weltkriegs gebunden sind. Ein sehr netter Teil meiner Familie ist in die USA emigriert, eine Großtante in der Psychiatrie gestorben – nicht zuletzt an den Folgen eines KZ-Aufenthaltes. In ihrer Krankenakte aus dem Jahr 1949 steht lapidar: Hypochondrische Depression. Und meine Verwandten in Galizien hat es wohl ausnahmslos erwischt, weil sie anders waren als die nationalsozialistische Norm es vorsah und sich eine Flucht aller Wahrscheinlichkeit nicht ausging. Als mein Vater den Tod kommen spürte, hat er sich erschossen, um, wie er sagte, im Stehen zu sterben und nicht als abhängiges Opfer – seiner Frau, eines ambulanten Palliativteams, der medizinischen Technik oder gar Opfer unkontrollierbarer Schmerzen wie sein Freund Lois. Vermutlich hat er einige Zeit lang immer wieder probiert, ob er noch die Kraft hat, den Abzug seiner Pistole zu drücken. Am Tag davor hat er noch Nachhilfe in Englisch gegeben, als Ort seines Todes wählte er den Schreibtisch – mit Blick auf die vielen Souvenirs von seinen Weltreisen. Bis zuletzt pflegte er neben seiner Depression einen trockenen Humor und eine eigensinnige Art, sich durchs Leben und schließlich in den Tod zu schlagen. Mit einer Gewalttätigkeit, die mich erschauern ließ, als ich ihn da grotesk erstarrt im Gestus des einsamen Kriegers sitzen sah.

Die 50er- und 60er-Jahre in Kindheit und Jugend habe ich vorzugsweise als autoritär, rigide und humorlos erlebt. Mich begleitet jedenfalls seit langem das Bedauern darüber, dass der Krieg und die nationalsozialistische Gründlichkeit so viele Bekanntschaften mit Menschen, die anders waren bzw. geworden wären, verhindert haben. Was hätte das für ein lustiges Leben geben können, in einer lebendigen Vielfalt mit einem vertrauten Gemisch an Sprachen, Religionen, Weltanschauungen und Witz. Daher glaube ich daran, dass das Leben, die Lebendigkeit noch lange nicht zu Ende sind, wenn die gesellschaftlich produzierte Norm nicht erfüllt wird. Und dass es die Pflicht von uns Nachgeborenen ist, etwas dafür zu tun.

Deshalb ist es mir ein Anliegen, etwas dazu beizutragen, dass Menschen mit der vor allem sozial tödlichen Diagnose Demenz von ansteckender Lebendigkeit umgeben sind und nicht nur in ihren Defiziten, sondern in ihren

Fähigkeiten wahrgenommen werden, ein sozial verbundenes Leben zu führen, sodass auch wir uns darin von ihnen anstecken lassen können.

Diese Arbeit widme ich jedenfalls allen, die anders sind als der an rationalen und institutionellen Regeln orientierte Mainstream unserer Gesellschaft. Und meinem Vater, der keinen anderen Ausweg gesehen hat, als sich das Leben zu nehmen. Aber auch meiner Generation, deren Lebensperspektiven in einigen Jahren sehr davon abhängen werden, inwieweit es uns gesellschaftlich gelingt, einen humanen Umgang mit chronischen Leiden wie demenziellen Erkrankungen zu finden. Und nicht zuletzt den Pflgeteams, die in den stationären Einrichtungen um das Wohlbefinden von Menschen mit Demenz bemüht sind, und vor denen bei jeder teilnehmenden Beobachtung meine Hochachtung steigt, vor allem angesichts sich verschlechternder Rahmenbedingungen ihrer Arbeit.

Elisabeth Wappelshammer, Wien, Dezember 2016

Dementia Care Mapping im interdisziplinären Diskurs  
Personenzentrierte Demenz-Pflege in der Dynamik  
gesellschaftlicher Modernisierung

Wappelshammer, E.

2018, XV, 238 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-20406-8